

Es geht auch anders

Jazz und *Obamania* als Fürsprecher der Schwarzen

Martina Zimmermann*

» Bereits am frühen Abend sitzen im früheren Hallenviertel der französischen Hauptstadt Menschen jeden Alters und aller Hautfarben, locker oder schick gekleidet, auf den Terrassen, schlürfen ihren Aperitif und hören Jazz. Die Franzosen lieben diese Musik – und das Land, aus dem sie kommt: Amerika.

Jazz et *obamania*

Avec Joséphine Baker, le jazz a conquis les Français dès 1931.

Depuis la Libération en 1944, les Noirs américains ont fait de Paris la capitale du jazz – une musique qui a contribué à faire aimer l'Amérique et les Américains aux Français, tout comme le phénomène de l'*obamania* après l'élection du premier président noir.

Réd.



französische Parlament die Sklaverei als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ anerkannte. Seit 2006 ist der 10. Mai der nationale Tag der Abschaffung der Sklaverei: Ein wichtiges Etappenziel für Christiane Taubira: „Die Diskriminierungen sind an ein Bild gebunden, das geschaffen wurde, um den Sklavenhandel zu rechtfertigen und akzeptabel zu machen. Dieses Bild muss zerstört werden, denn die Wurzel des heutigen Rassismus findet sich im Sklavenhandel und der Sklaverei. Es bewirkt, dass es Leute gibt, die den Schwarzen misstrauen, sie abweisen, ihnen keine Arbeit, keine Wohnung geben, weil sie schwarz sind.“

„Man redet von den Übersee Franzosen, als ob sie Migranten seien!“, schimpft der Direktor der Radiostation *Tropic FM*, Claudy Siar, dessen Sender Sprachrohr der schwarzen Forderungen ist: „Staat, Politiker und Medien machen uns glauben, dass wir nie normale Franzosen sein werden. Als ob sie sich von den Überseedepartements trennen könnten, wenn sie vielleicht mal sparen wollen in Frankreich.“

„Das Phänomen Obama hat die Leute endlich aufgeweckt“, hofft der Posaunist Pierre Chabrèle aus Martinique: „Veränderungen brauchen eine bestimmte Zeit. Aber Obama hat gezeigt: Es geht auch anders!“

Für manche weiße Franzosen sind die US-Schwarzen leichter zu akzeptieren als die „eigenen“. Die französischen Schwarzen hingegen sind sich sicher, dass ihnen in Frankreich ein genauso wichtiger Platz zusteht, nicht nur in Musik und

Was in der Musik zu funktionieren scheint, steckt in der Politik noch in den Kinderschuhen. Die französische *Obamania* ist in der schwarzen Community besonders ausgeprägt. Unter ihnen sind auch die Einwohner der Karibikinseln, die seit über 400 Jahren zu Frankreich gehören, obwohl sie geografisch Amerika viel näher sind. Im Großraum Paris leben eine halbe Million Franzosen von den Antillen, mehr als die Einwohnerzahl von Martinique oder Guadeloupe! Sie arbeiten in Frankreich bei der Post, der Polizei oder in Krankenhäusern. Aber sie sind als Schwarze Diskriminierungen ausgesetzt. „In Frankreich wurde die Geschichte des Sklavenhandels kaum aufgearbeitet“, erklärt Christiane Taubira. Die Abgeordnete aus Französisch-Guyana setzte 2001 durch, dass das

* Martina Zimmermann ist Paris-Korrespondentin der ARD und der evangelischen Presseagentur epd.

Sport, sondern auch in Medien, Politik und Wirtschaft.

Jazz erobert Paris

Was die *Obamania* für die Politik ist, ist seit längerer Zeit für die Musik der Jazzmusiker aus Amerika. „*In Erwartung des atomaren Weltuntergangs hausen sie in Kellern, tanzen, trinken und lieben.*“ Mit diesen Zeilen machte die Zeitung *Samedi-Soir* Jean-Paul Sartre zum Schutzheiligen der Existentialisten, die Greco zu ihrer Muse und den Jazzkeller *Tabou* zum „*hottest date in town*“ im Paris der Nachkriegszeit – im Jahre 1947. Die Trompete von Louis Armstrong und die Beine von Josephine Baker kennen die Pariser seit der Weltausstellung 1931. Mit den amerikanischen GIs entdeckt das befreite Paris 1944 auch deren Musik. Amerikanische Jazzmusiker spielen gerne in der französischen Hauptstadt. Während in ihrer Heimat die Segregation bewirkt, dass sie in schmutzigen Schuppen auftreten, werden sie in den Clubs in Saint-Germain-des-Prés wie Götter behandelt. Von nun an empfindet sich Paris als „Hauptstadt des Jazz“, wie Sonderhefte des *Nouvel Observateur* oder von *Libération* immer wieder belegen.

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts boomt der Jazz erneut. Mehrere Radios senden ausschließlich Jazz. „*Die Wette von TSF war es, hundert Jahre Jazzgeschichte zu mischen*“, erklärt Sébastien Vidal, Chefredakteur des 1999 gegründeten Jazzradios TSF: „*Wir nutzen die großen Hits des Jazz, um die Leute dazu zu bringen, andere Musik zu hören, die sie noch nicht kennen.*“ Ohne jede Marktanalyse gingen die Radiomacher davon aus, dass der Jazz eine authentische Alternative zum sonstigen Gedudel im Äther sei. Die junge Generation habe endlich auch den Jazz entdeckt, freut sich Sébastien Vidal: „*Die 68er mussten ihren Ödipuskomplex mit der Musik ihrer Eltern regeln. Sie mochten Jazz nicht, weil es Papas Musik war. Hinzu kommen die 20- bis 40-Jährigen, die sind neugierig. Jazz ist die letzte Bastion, die von den DJs nicht gesampelt wurde und noch mysteriös ist.*“ 2009 widmete das *Musée du Quai Branly* unter dem Eiffelturm dem „*Jahrhundert des Jazz*“ eine große Ausstellung. Heute befindet sich die Pariser Jazz-Szene kaum mehr

Rive gauche (in Saint-Germain gibt es nur noch ein paar kleine Clubs), sondern im Herzen der Stadt, im zentralen Hallenviertel. Die *Rue des Lombards* gilt als „Straße des Jazz“.

Afrika vs. Amerika

Für Jazzmusiker aus den ehemaligen Kolonien in Afrika brauchte die Liebe etwas länger als für die Amerikaner, sie wurden bei weitem nicht als „Götter“ behandelt. Manu Dibango, der „*erste Afrikaner von Paris*“, kann davon ein Lied singen. Sein Titel *Soul Makossa* wird heute als Tekno-Remix in Discos und in Fitnessstudios getanz. 1982 hatte Michael Jackson ein paar Klänge geklaut für sein *Wanna Be Startin' Somethin*, er musste Manu Dibango für das Plagiat entschädigen. 2009 attackierte Dibango die Sängerin Rihanna, die den Jackson-Titel interpretierte. Als Manu Dibango 1972 *Soul Makossa* schrieb, interessierte das in Frankreich erst einmal niemanden. Der Titel wurde zuerst in den Vereinigten Staaten und dann weltweit ein Hit.

Manu Dibango kommt nach Frankreich, als der Jazz in Saint-Germain Begeisterungstürme auslöst. 1946 ist der Kameruner 15, er kommt mit „*drei Kilo Kaffee*“ im Gepäck, um die Schulpension zu bezahlen. *Trois kilos de café* lautet folglich der Titel seiner Autobiografie, die 1998 auf den Markt kommt. Der junge Mann schreibt sich in Philosophie ein. Erst der Sänger, Musiker und Musikwissenschaftler Francis Bebey, ein Landsmann aus Kamerun, bringt Manu Dibango den Jazz nahe. 1952 leiht sich Manu Dibango zum ersten Mal von einem Freund ein Saxofon aus – es wird sein wichtigstes Instrument.

Doch die Franzosen können sich damals nicht vorstellen, dass ein Afrikaner Jazz spielen kann. „*Der Anfang war schwer*“, erinnert sich Manu Dibango. Die Mentalitäten mussten sich ändern, und das dauerte: „*Die Leute mussten begreifen, dass ein Musiker aus Afrika Sanza oder Kora spielen kann, aber auch Klavier und Saxophon. Hier in Europa musste ein Afrikaner lange Zeit trommeln und eventuell noch Sanza und Balafon spielen, aber kein westliches Instrument: Das galt als amerikanisch.*“

Manu Dibango entspricht also kaum dem Bild, das sich ein Europäer im Allgemeinen und ein

Franzose im Besonderen vom Afrikaner macht: Er spielt Klavier und Saxofon, singt auf Spanisch und Französisch, spielt Jazz und Twist. In Brüssel findet Manu seine ersten Verträge als Musiker, er tritt dort in den Jazzclubs auf, gründet 1960 ein eigenes Orchester. In Brüssel ist er sowohl in der Welt des Jazz als auch in der afrikanischen Musikszene zu Hause.

Soul Makossa schreibt Manu 1972. Er hat den Auftrag erhalten, die offizielle Hymne für die achte afrikanische Fußball-Meisterschaft in Kamerun zu komponieren. Im Flugzeug nach Paris, wo das Werk im Studio aufgenommen werden soll, komponiert Dibango ein Stück für die B-Seite, das er *Soul Makossa* nennt. Es wird ein Welterfolg und der erste Hit eines afrikanischen Musikers in den USA, außerdem der erste nichtenglische Hit. Manu Dibango ist damals 40 Jahre alt. Der Künstler hat den größten Teil seines Lebens in Frankreich verbracht. Doch erst als er mit seiner Band in New York im *Apollo Theater* gemeinsam mit *The Temptations* und im *Yankee Stadium* gemeinsam mit den *Fania All Stars* auftritt, bemerken die Franzosen das Talent, das die ganze Zeit unter ihnen weilte.

Trotz der Kreativität der Pariser Szene üben die *states* eine unglaubliche Anziehungskraft auf schwarze französische Musiker aus. „*Es gab hier in Frankreich nur wenige Schwarze im Fernsehen – außer im Fußball.*“ So erklärt der aus Kongo-Kinshasa stammende Musiker Ray Lema die Liebe zu Amerika. Ray Lema gilt heute als „Papst der Weltmusik“. Während die Schwarzen in den Vereinigten Staaten trotz Rassismus und Segregation reich und berühmt werden, bleibe der „*arme schwarze Instrumentalist*“ in Frankreich einem größeren Publikum meist unbekannt. Lema, der zeitweilig auch in den USA gelebt hat, meint: „*Wenn du gut bist, stehen dir dort alle Türen offen, auch zu den Medien.*“

Der Bassist und Sänger Richard Bona aus Kamerun lebt in New York. Zuvor wohnte er in Paris, wo die Behörden einmal seine Aufenthaltsgenehmigung nicht verlängern wollten mit der Begründung, es gebe bereits genug arbeitslose französische Bassisten! Erst nachdem Bona in New York mit einer ganzen Reihe berühmter Musiker gespielt hatte und mit seinem ersten

Solo-Album nach Paris zurückkehrte, berichteten alle französischen Kulturmagazine auf der ersten Seite über ihn: Ein Star war geboren! Fünf Jahre lang hatte Bona seine Musik in den Pariser Clubs vor 50 Zuschauern gespielt!

„*Paris war immerhin die Drehscheibe für afrikanische Musik*“, räumt der Künstler ein, der heute in Paris in ausverkauften Sälen auftritt. In seiner Pariser Zeit spielte er mit afrikanischen Musikern wie zum Beispiel Salif Keita, aber auch mit Jazzmusikern, mit Eric Lelann, Didier Lockwood, Nguen Lê und vielen anderen. „*Am Anfang reichte mir das*“, erinnert sich der Afrikaner: „*Aber nach fünf Jahren fühlte ich mich ein bisschen wie in einem Ghetto.*“ In den Vereinigten Staaten sei für ihn der Austausch mit anderen Musikern leichter gewesen. Bona spielte mit Joe Zawinul, Larry Coryell, Harry Belafonte, Mike Stern, Pat Metheny und vielen anderen Berühmtheiten: „*Ich hatte sofort den Eindruck, dass ich mich mit den Musikern dort besser austauschen kann als in Paris. Da blieb jeder in seiner Ecke. Heute vermischen sich die verschiedenen Musikszenen, aber das gab es in den 80er- und frühen 90er-Jahren noch nicht.*“



Heute gehören auch die Afrikaner zur Pariser Szene, sind aus Clubs, Diskotheken, Bars und zahlreichen Musikproduktionen nicht mehr wegzudenken. Superstars wie Yousou N'Dour, Papa Wemba, oder Alpha Blondy füllen die größten Konzerthallen. Die Grenzen fallen. Ray Lema schreibt Filmmusiken, arbeitet mit klassischen Musikern. Manu Dibango lässt seine Kompositionen vom Rotterdamer Sinfonieorchester spielen. In Paris gehören heute mehr als hundert Künstler zur Afro-Szene. „*Heute mischen sich die verschiedenen Welten ohne Probleme*“, freut sich Ray Lema: „*Musiker aus dem Westen und Afrikaner spielen einfach zusammen, weil sich mit unserer Generation beide Seiten sehr stark entwickelt haben. Sie sind sehr offen, und wenn sie gemeinsam musizieren, passt das gut zusammen.*“